

Online-Rezensionen des Jahrbuchs zur Liberalismusforschung 1/2011

Grunewald, Michel/ Puschner, Uwe (Hrsg.): Krisenwahrnehmungen in Deutschland um 1900. Zeitschriften als Foren der Umbruchzeit im Wilhelminischen Reich

Bern: Peter Lang Verlag 2010, 598 S., ISBN : 978-3-03911-743-7

Jahrhundertwenden markieren zwar keine historischen Zäsuren, gleichwohl haben sie für die Zeitgenossen eine "hohe symbolische Bedeutung" (525). So Uwe Puschner in seiner Bilanz des 2007 in Metz abgehaltenen interdisziplinären Kolloquiums. Gerade der 1. Januar 1900, den der Bundesrat bereits als Beginn des neuen Jahrhunderts festgesetzt hatte, wurde nicht nur mit Jubelfeiern begangen. Zwar wurden die wirtschaftlichen und technischen Errungenschaften des vergangenen Jahrhunderts mit Stolz und euphorisch gewürdigt, in kritischen Bestandsaufnahmen wurden jedoch die Umbruch- und Übergangszeit, der Wertewandel betont, ja eine verhängnisvolle Krisensituation prognostiziert.

Der vorliegende Tagungsband vereinigt 27 Beiträge, darunter vier in französischer Sprache. Sie alle behandeln das Selbstverständnis und Krisenbewusstsein bzw. Krisenwahrnehmungen in Deutschland um 1900. Dabei dienen Zeitschriften als Leitmedien und "Foren der Umbruchzeit" mit ihren jeweiligen diagnostischen und prognostischen Möglichkeiten. Denn die "Krisenmentalität" habe sich als "Momentanaufnahmen" besonders in der Presse niedergeschlagen.

Drei in die Thematik einführende "Problemaufrisse" markieren die "Signaturen der Epoche". Rüdiger vom Bruch charakterisiert das wilhelminische Kaiserreich als Zeit der Krise und des Umbruchs und verdeutlicht die signifikante Widersprüchlichkeit am Beispiel von fünf unterschiedlichen Zugriffen. Zugespißt auf das Jahr 1913, in dem das 25jährige Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms II. gefeiert und die Völkerschlacht von Leipzig von 1813 gewürdigt wurden, schien die Gefahr eines europäischen Krieges zum Greifen nahe, so dass Zeitgenossen bereits von einer Vorkriegszeit sprachen. "Angst vor dem Krieg und Hoffen auf ein reinigendes Gewitter mischten sich."

Gilbert Merlio widmet sich der besonders in Deutschland ausgeprägten Kulturkritik, die zur Modernisierungskrise ausartete. Eine Vielzahl neuer kultur- bzw. zivilisationskritischer Bewegungen prägten die Jahrhundertwende: Naturalismus, Jugendstil, Sezession, Expressionismus, Werkbund, Wandervogel, Siedlungsbewegung, Reformpädagogik usw. Sie alle drücken die schöpferische Unruhe und Nervosität ihrer Zeit aus.

Für Reiner Marcowitz zählt die Außenpolitik als "aussagefähiger Indikator" für das Ausmaß von Krise und Umbruch in der deutschen Gesellschaft. Nach Bismarcks kalkulierter defensiver Risikopolitik im Rahmen des europäischen Mächtesystems erfuhr die Außenpolitik unter Wilhelm II. einen einschneidenden Funktionswechsel. Jetzt ging es in erster Linie um den vermeintlichen Positionsverlust des Kaiserreichs im internationalen System. "Einkreisung" wurde zum Schlüsselwort einer zunehmenden fatalistischen Krisendiagnose, die in der Alternative "Weltmacht oder Untergang" gipfelte. Die Risikobereitschaft in der "Juli-Krise" 1914 sei ein Versuch gewesen, die deutsche Stellung in "einer Mischung aus riskantem Bluff und verzweifeltem Vabanque" zu behaupten. Im sich aufschaukelnden Krisenkarus-

sell habe der Einfluss der öffentlichen Meinung und damit die "Demokratisierung" der Außenpolitik eine nicht unbedeutende, ja verhängnisvolle Rolle gespielt. Marcowitz' Resümee lautet: Wer von Krise und Umbruch im deutschen Kaiserreich spreche, dürfe von der Außenpolitik nicht schweigen.

Die Kombination von Gegenwartsanalyse und Prognose werden im "konfessionellen" Teil am Beispiel der protestantischen "Christliche Welt" von Hans Manfred Bock, "Der Volksverein für das katholische Deutschland" von Klaus Große Kracht, akademische Verbandsorgane von Christopher Dowe und "Die Monatsblätter für die katholische Männerwelt" von Olaf Blaschke herausgearbeitet.

Judith Ciminski untersucht die für die propagierte "kulturelle Wiedergeburt" des Judentums stellvertretend stehende zionistische Kulturzeitschrift "Ost und West", die von 1901 bis 1923 erschien und mit einer Auflage von bis zu 23 000 Exemplaren nahezu 10 % der in Deutschland lebenden Bürger jüdischen Glaubens erreichte. Im Mittelpunkt stehen die zentralen Topoi: Antisemitismus, Assimilations- und Auflösungstendenzen im deutschsprachigen Judentum und damit verbunden die Entstehung eines neuen jüdischen Selbstbewusstseins. Wie der Zeitschriftentitel schon andeutet, sollte ein Ausgleich von Ost und West angestrebt werden. Besonders die schrecklichen Pogrome im zaristischen Russland wurden zwar als Rückfall in das Mittelalter begriffen, durchaus aber auch die Gefahr des "modernen" Antisemitismus in der westlichen Welt ernst genommen. Bedenklicher für die Zukunft erschien jedoch der deutliche Geburtenrückgang und die Assimilationstendenzen des vor allem in Großstädten lebenden deutschen Judentums. Der Zuzug von "Ostjuden" wurde deshalb nicht als anti-modernistische Rückkehr zu traditionellen Formen, sondern vielmehr als willkommene Blutauffrischung, als Weg zur "jüdischen Renaissance", als Ausgangspunkt moderner und säkularer jüdischen Kultur begriffen. Weniger Zukunftsangst als vielmehr Fortschrittsoptimismus dominierte. Kulturzionismus erschien als neue Form der Krisenbewältigung und als Voraussetzung für ein neues jüdisches Selbstbewusstsein. Die Zeitschrift "Ost und West" stehe daher – so die Autorin – für das Nebeneinander von Krisenbewusstsein und Zukunftsoptimismus.

Im "politischen" Teil werden Reflex auf Gegenwart und Moderne behandelt am Beispiel "Die Gesellschaft" von Michel Durand, die "Süddeutschen Monatshefte" von Philippe Alexandre, "Die Konservative Monatsschrift" von Dagmar Bussiek, die "Alldeutschen Blätter" von Björn Hofmeister, die "Politisch-Anthropologische Revue" von Gregor Hufenreuter.

Michel Grunewald widmet sich den 1865 gegründeten "Preußischen Jahrbüchern", die seit 1888 von Hans Delbrück allein herausgegeben wurden. Der sich als "konservativer Sozialdemokrat" verstehende Wissenschaftler schrieb regelmäßig "Politische Korrespondenzen", die den Stil des Blattes prägten und es neben den "Grenzboten" zur angesehensten Zeitschrift seiner Zeit machten und starken Einfluss auf die Politik ausübte. Delbrück vertrat eine ausgleichende staats- und monarchietreue Position, ohne auf Kritik zu verzichten, wie beispielsweise zur Daily-Telegraph-Affäre (1908). Er verstand den Wilhelminismus als Epoche des Umbruchs und bevorstehender Krisen sowohl außenpolitisch als auch gesellschaftlich. Die weltpolitische Dynamik steuere früher oder später unaufhaltsam auf einen Weltkrieg zu, lediglich der Beginn des Konflikts sei unbestimmt. Dieser sei weder etwas Unnatürliches noch Ungesundes. Er schaffe vielmehr moralische Werte und beschleunige den Fortschritt. Zwischen den "Weltmächten" Großbritannien und Russland stehend, drohe dem Deutsch Reich vor allem aus dem Osten die eigentliche Gefahr. Aufgrund ausgebliebener Liberalisierung der russischen Gesellschaft und steckengebliebener Modernisierung bilde das Zarenreich einen explosiven Gefahrenherd für ganz Europa. Nicht Pazifismus, der im Grund genommen die größte Gefahr des Friedens bedeute, sondern angemessene militärische Rüstung sei das beste Mittel, um den Weltfrieden zu sichern. Aus dieser Einsicht heraus wurde der Aufbau einer starken deutschen Flotte begrüßt. Allerdings – so war Delbrück

stets zu betonen bemüht – müsse Deutschland für die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts in Europa zu politischen Zugeständnissen und zur Mäßigung bereit sein. Und Ausgleich gelte auch für die Innenpolitik. Nicht die Sozialistengesetze, sondern die Fortführung der "sozialen Gesetzgebung" sei die beste Methode zur Erhaltung des inneren Frieden in Deutschland. Delbrücks Aufforderungen, das Gleichgewicht in Europa und die Einheit der deutschen Gesellschaft zu erhalten, waren aber nicht von Erfolg gekrönt. Bereits nach der Zabern-Krise 1913, am Vorabend des Ersten Weltkrieges sah er den inneren Frieden und die Stellung des Deutschen Reiches in Europa gefährdet.

Weitere "kulturbürgerliche Perspektiven" bieten "die "Deutsche Rundschau" (Laura Pachtner), "Der Kunstwart" (Simone Orzechowski), "Die Bayreuther Blätter" (Hans-Christof Kraus), "Der Sturm" (Maurice Godé), "Cosmopolis" (Julia Schroda) und "Die Umschau" (Barbara Picht). Hennig Holsten analysiert die 1892 gegründete "Die Zukunft" Maximilian Hardens, die zum eigentlichen Seismographen des seit Bismarcks Entlassung einsetzenden von einer Reihe von Skandalen und Affären gekennzeichneten Krisenzyklus wurde, so dass sie regelrecht zum "Symptom der Umbruchzeit" werden sollte. Dieses "führende Debattenorgan", das einem breiten Spektrum von Autoren geöffnet war und zu "einer Oase der freien Kritik" wurde, hatte im Schnitt eine Auflage von 6 000 wöchentlich verkauften Heften, die allerdings bis zu 70 000 empor schnellen konnte. Verkaufsverbote, Majestätsbeleidigungsprozesse und selbst Verurteilungen zu Festungshaft vermochten, "die Cassandra des Kaiserreichs" nicht mundtot zu machen. Wilhelm II., der "Byzantinismus" und die von ihm öffentlich gemachten Skandale der Kamarilla um den Kaiser bildeten Hardens Hauptkritikpunkte. "Der Hofskandal wurde zum Menetekel des Untergangs und Vorboten der Revolution." Heute würden wir von "investigativem Enthüllungsjournalismus" sprechen. "Der kritische Intellektuelle war vom politischen Journalisten zum populistischen Volkstribun und schließlich zum Politiker ohne Mandat geworden." Allerdings – so merkt Hennig Holsten kritisch an – habe er, der in seiner Wilhelminismuskritik auf die Persönlichkeit des Kaisers fixiert war, die Macht des Einzelnen offensichtlich bei weitem überschätzt. Im Sinne einer sozialdarwinistischen "Auslese der Tüchtigsten" verachtete er die "Vermassung" bei den Parteien und im Parlament. Kein Wunder auch, dass nicht nur Konservative, sondern auch Linke Harden schmähten. "Der elitäre Verächter der öffentlichen Meinung wurde zum Idol der Massen – und der Skandalisierer zum Skandalon." (356)

Jens Flemming konstatiert die Gleichzeitigkeit von "zukunftsseiger Gewissheit und zukunftsangemem Pessimismus", eine "grassierende Nervosität", weil eine "Revolution vor der Tür stehe", eine Umwälzung "aller Lebensgewohnheiten und überlieferten Vorstellungen von Recht und Sitte" – wie es der Historiker Max Lenz prophetisch formulierte. Der Liberalismus habe an Attraktivität verloren, ebenso die von der Sozialdemokratie propagierte Vision eines egalitären "Zukunftsstaates", so dass fehlende Werte und das Unbehagen vor dem Kommenden zu einer mentalen Konstante führten und der Ruf nach neuen Werten unüberhörbar wurde. Viele setzten auf die "neue" Generation und richteten ihre Erwartungen auf die Jugend: "Ein Blutwechsel tut der Nation not, eine Empörung der Söhne gegen die Väter, die Ersetzung des Alters durch die Jugend." (Arthur Moeller van den Bruck, 1904)

Die Zeitschrift "Jugend" schien wie kaum eine andere, das Sprachrohr der neuen Generation zu werden, obwohl sich ihre "Macher" in den "besten" Jahren befanden. Jugend wurde demnach als Gesinnung, Lebens- und Wertgefühl begriffen. Diese Attitüde habe ihr langjähriger Herausgeber Georg Hirth geradezu idealtypisch verkörpert. "Jugendstil" und moderne Druck- und Vertriebsstechniken bestimmten Design und Verbreitung der Zeitschrift, die auch ein "Recht der Erotik" sowie die Emanzipation der Frau einforderte: "Die endliche Befreiung des weiblichen Geschlechts aus der vieltausendjährigen Sklaverei des an roher Kraft und Selbstsucht überlegenen Mannes bedeutet daher ein neues Morgenrot der Menschheit." (Hirth, 1901) Wie überhaupt die Autoren der "Jugend" sich als "Verbündete des

Fortschritts" wähten. Sie feierten zwar die "Moderne", aber – so der Autor – Repräsentanten der Avantgarde glänzten durch Abwesenheit. Kritisch gegen herrschende Ordnungen verstand die "Jugend", den Geschmack des Publikums "moderat" zu formen. Liberal und national war sie frei vom Kulturpessimismus und bar jeden Krisenbewusstseins mit "strammen Optimismus" der kommenden Zeit zugewandt.

Auch "teilgesellschaftliche" Analysen dieser Zeitenwende fehlen nicht: Das "Deutsche Adelsblatt" (Michael Seelig), Militärzeitschriften (Kirstin A. Buchinger), "Die Frau" (Christina Stange-Fayos) und schließlich der "Wandervogel" (Ivonne Meybohm). Meist preisen sie die "Welt von Gestern" (Stefan Zweig) und reflektieren eine gefürchtete, aber auch begrüßte Aufbruchstimmung.

Alle Beiträge bieten eine informative und verdienstvolle Zusammenschau der veröffentlichten Krisenmentalität im Kaiserreich vor dem Ersten Weltkrieg.

Heidelberg

Wolfgang Michalka